

Zeitschrift:	NIKE-Bulletin
Herausgeber:	Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe
Band:	30 (2015)
Heft:	1-2
Artikel:	Die Schweiz : mehrsprachig, geschäftstüchtig und ein Staat dank Europa = La Suisse : plurilingue, habile en affaires et unifiée - grâce à l'Europe
Autor:	Kessler, Cordula M. / Schibler, Boris
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-726807

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweiz

– mehrsprachig, geschäftstüchtig und ein Staat dank Europa



Fragen und Aufzeichnung: Cordula M. Kessler und Boris Schibler

In seinem im Herbst 2014 erschienenen Buch *Mitten in Europa: Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte* stellt der Berner Historiker André Holenstein Schweizergeschichte als transnationale Geschichte dar. Austausch und Einfluss waren prägend für Staatsbildung und Nationenbildung der Schweiz wie auch für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes. Im Gespräch erscheint das Bild einer Schweiz, die auf vielfältige Weise mit Europa verbunden war und ist.

NIKE: Gibt es Ähnliches, wenn man das Zusammenwachsen der Schweiz zum Bundesstaat betrachtet?

AH: Die Schweiz ist das Paradebeispiel einer gelungenen Integration. Man könnte sie als «europäischstes Land» bezeichnen, denn sie liefert gewissmassen die Blaupause für den europäischen Integrationsprozess. Wie entsteht aus einer Ansammlung von Kommunen, Städten und Gebieten, die sich aus ganz unterschiedlichen Interessen verbinden, ein Staatsgebilde? Deren Zusammenschluss erfolgt keineswegs in der Absicht, einen Staat zu gründen, man will im Gegenteil die eigene Autonomie, später sagt man Souveränität, möglichst bewahren, findet aber, man sei stärker im Verbund

«man könnte die Schweiz als europäischstes Land bezeichnen»

NIKE: Wenn Sie im Zusammenhang mit der Schweizergeschichte an das Thema «Austausch – Einfluss» denken, was fällt Ihnen spontan dazu ein?

ANDRÉ HOLENSTEIN (AH): Dass man die Schweiz nicht versteht, wenn man sie nicht vor dem Hintergrund ihrer Verflechtungen und des Austauschs mit dem Ausland betrachtet. Die Schweiz ist existenziell auf den Austausch angewiesen – er ist das eigentliche Wesen des Landes. Die Verflechtung mit Europa war insofern bedeutend, als es zu verschiedenen Zeiten nicht in der Hand der Schweiz lag, ob es das Land noch geben würde oder nicht – die Entscheidung darüber fällten andere. Sie entschieden sich für die Existenz der Schweiz, weil sie fanden, dass diese im Zusammenhang mit der grösseren europäischen Ordnung sinnvoll sei; die Schweiz sollte in einem geopolitisch neuralgischen Raum in Europa die Funktion einer Pufferzone zwischen den Grossmächten ausüben. Die transnationalen Verflechtungen waren und sind entscheidend für die Existenz der Schweiz.

mit Anderen. Die entscheidenden 50 Jahre, in denen dieses Konglomerat in einen Bundesstaat überführt wird, zwischen 1798 und 1848, sind eine äusserst turbulente Phase, wie sie in dieser Intensität in der Schweizer Geschichte sonst nicht vorkommt. Es ist eigentlich eine einzige Kette von Revolutionen und Konterrevolutionen, von Freischaarenzügen und massiver ausländischer Intervention. Daran zeigt sich, wie anspruchsvoll und komplex Integrationsprozesse eben sind. Im Vergleich dazu ist der europäische Integrationsprozess des letzten halben Jahrhunderts bemerkenswert zügig und friedlich verlaufen – und erst noch unter demokratischen Voraussetzungen.

NIKE: Innerhalb all dieser Prozesse gibt es immer auch das Eigene. Was wird im Selbstbild oder im Fremdbild als das Typische wahrgenommen?

AH: Die Beantwortung dieser Frage hängt von der jeweiligen Perspektive ab. Das Sprechen von Innen und Aussen setzt die

Bildung einer eigenen Identität voraus. Im Unterschied zu den klassischen Gründungs-erzählungen, die die Gründung auf ein ganz bestimmtes Jahr und Ereignis festlegen wollen, 1291 oder 1307/08 (Bundesbriefversion oder Tell-/Rütliversion), möchte ich das 15. Jahrhundert als Gründungsjahrhundert der Eidgenossenschaft bezeichnen, da damals Entscheidendes im Sinne eines *point of no return* geschah: Hier erhielten die Bündnisse eine Verbindlichkeit, die nicht mehr einfach aufgegeben oder gegen ein anderes Bündnis ausgetauscht werden konnte. Die grossen Auseinandersetzungen (bspw. Burgunder- rsp. Mailänderkriege) festigten den inneren Zusammenhalt einerseits und führten andererseits zur Aussenwahrnehmung, in der diese verbündeten Kommunen als Einheit betrachtet und wegen ihrer militärischen Stärke auch ernst genommen wurden. Damit nahm der Blick von aussen das Land viel früher und stärker als Einheit wahr, als es dies selber tat. Die französische Diplomatie fängt im 17. Jahrhundert an, in ihrer Korrespondenz vom «corps helvétique» (lat. *corpus helveticum*) zu sprechen. Frankreich wollte die ganze Eidgenossenschaft an sich binden, somit erfolgte die einheitliche Bezeichnung sicherlich sehr bewusst. Was Frankreich zustande brachte, haben die Kantone aus eigener Kraft nie geschafft. Sie verband kein einheitliches Bündnis miteinander, und alle Versuche, einen einzigen Bundesvertrag zu errichten, waren stets gescheitert. Der erste Bundesvertrag 1814/15 kam nur zustande, weil es die Grossmächte verlangten. An der sensiblen, neuralgischen Position mitten in Europa sollte kein unsicheres politisches Gebilde existieren. Die Aufstellung eines Bundesheers war denn auch eine Auflage der Grossmächte, da sie nicht wollten, dass das Land als Auf- und Durchmarschgebiet für einen feindlichen Angriff missbraucht werden konnte. Das aufgrund seiner Lage schwache Land konnte ein Baustein sein für den Frieden in Europa, aber eben nur unter gewissen Bedingun-

gen; damit die Kantone diese Bedingungen akzeptierten, brauchte es immer wieder massiven Druck von aussen.

NIKE: Die Schweiz befindet sich im Schnittpunkt wichtiger Verkehrs- und Handelswege. Das hatte neben den politischen auch wirtschaftliche Folgen. Was hat es beispielsweise mit dem sogenannten Welschlandhandel auf sich?

AH: «Welsch» bezeichnete damals die romanischsprachigen, also französischen wie italienischen Gebiete. Der Begriff Welschlandhandel betrifft hauptsächlich den jahrhundertelangen Viehhandel aus der Eidgenossenschaft nach Oberitalien (Piemont, Lombardei, Venetien). Dieser Handel entstand im Zuge des Wandels der alpinen Landwirtschaft hin zur Viehzucht im 15. Jahrhundert. Man reagierte auf eine Nachfrage – die oberitalienischen Metropolen hatten grossen Bedarf an Fleisch. Es ist dies eine frühe agrarkapitalistische Umstellung, das heisst, man spezialisierte sich auf die Produktion agrarischer Güter klar für Marktbedürfnisse, war demnach nicht mehr autark, sondern abhängig vom Import (Getreide, Salz etc.). Damit entstand eine starke Verflechtung. Wir begegnen diesem Phänomen wieder in der Verlags- und Heimindustrie der frühen Neuzeit: Dort sind es Uhren oder Textilien, die für den Export produziert werden. In den Gebieten der Ostschweiz und in Genf, wo man sich stark auf die Herstellung solcher Exportgüter spezialisierte, gaben die Heimarbeiter die Landwirtschaft auf. Das damit verbundene Risiko hat man in Kauf genommen: Im 17./18. Jahrhundert gab es im Appenzellischen oder im Zürcher Oberland denn auch etliche Hungersnöte mit zahlreichen Toten. Das ist die Kehrseite dieser Erfolgsgeschichte.

NIKE: Warum wurde es trotz Hungersnöten zu einer Erfolgsgeschichte?

AH: Luxusgüter wie Uhren, Schmuck, Seidenverarbeitung, etc. richten sich seit jeher

an eine wohl situierte Käuferschicht in den grossen Metropolen und an den Höfen Europas. Der Schweizer Markt war für solche Waren stets viel zu klein. Um erfolgreich zu sein, brauchte es Marketingstrategien: Man musste im Bilde sein, was in London oder Paris gerade en Vogue war. Darin war die Schweiz ausgesprochen geschickt. Man nutzte auch Standortvorteile, da man auf den Jurahöhen eben billiger produzieren konnte, als in den Metropolen.

NIKE: «Cleverness» als typisch schweizerische Eigenschaft?

AH: Das hat eine lange Tradition und zeigt sich heute an den Beispielen Bankgeheimnis und Steuerprivilegien; «Schlaumeierei» wäre es in der negativen Ausdeutung. Ein kleines Land muss seine Standortvorteile besser und intensiver nutzen als ein grosser Flächenstaat. Die Schweiz hat grosses Geschick entwickelt, aus ihrer Abhängigkeit und Verflechtung Nutzen zu ziehen. Dazu gehört, dass man die eigenen Interessen bewirtschaftet – das tun alle Staaten. Man hat

«die Schweiz wurde zum Reiseland, nachdem Adlige aus England und Frankreich sie im 18./19. Jahrhundert entdeckt haben»

etwa die Naturvorzüge in Wert gesetzt. So wurde die Schweiz zum Reiseland, nachdem die Adligen aus England und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert die Schweiz auf ihrer *Grand Tour* entdeckt haben. Auch das übrigens ein Einfluss von aussen: Der Tourismus führt zum Entstehen von Hotels, Tea Rooms und Bergbahnen.

NIKE: Und da es sich um Luxusgüter handelt, kommt mit dem ersten Weltkrieg der Niedergang.

AH: Es verlagern sich die Geschäftszweige: Das 20. Jahrhundert brachte den Aufstieg des Finanzplatzes. Die Schweiz als siche-

rer, ruhiger Fleck in einem kriegerischen Europa, der nicht in die Auseinandersetzungen involviert war, war attraktiv für Unternehmen und Privatpersonen, die etwas in Sicherheit bringen wollten. Die daraus entwickelten Geschäftsmodelle haben jahrzehntelang ausgezeichnet funktioniert und kamen erst in den letzten Jahren unter Druck. Da zeigt sich wiederum die Abhängigkeit des kleinen Landes.

NIKE: Nebst der Cleverness ist auch die Sprache zu nennen, wo man grosse Anpassungsfähigkeit bewies. Mit der Sprache kannte man auch den kulturellen Hintergrund der Geschäftspartner.

AH: Die starke Verflechtung der Schweiz widerspiegelt sich in ihrer Sprachenlandschaft. Es gab in bestimmten Teilen des Landes eine verbreitete Mehrsprachigkeit, aufgrund der Geschäfte, die man mit anderen Sprachregionen machte. Da sorgte die Migration für Bildung: Die Leute mussten vor Ort Verträge lesen, Abrechnungen machen, mit unterschiedlichen Mass- und Münzsystmen umgehen können – es brauchte also recht differenzierte Kenntnisse. Im Sottoceneri gab es beispielsweise schon in der frühen Neuzeit eine hohe Volksschuldichte, wo die Leute ausgebildet wurden, die dann nach Italien zum Arbeiten fuhren. Das betraf natürlich nur die Knaben.

Wichtig ist festzuhalten: Die Mehrsprachigkeit ergab sich aufgrund der Aussenbeziehungen. Die alte Eidgenossenschaft der XIII Orte selber war eine rein deutschsprachige Angelegenheit. Französisch und Italienisch wurde in den Untertanengebieten gesprochen. Die Mehrsprachigkeit floss damals noch nicht in die schweizerische Identitätskonstruktion ein. Als nationales Merkmal wird Mehrsprachigkeit erst im 19. Jahrhundert entdeckt: In der Helvetischen Republik, als man es plötzlich auch mit Parlamentariern aus dem Waadtland, aus dem Tessin etc. zu tun hatte, wurde die offizielle Mehrsprachigkeit eine staatspolitische

sche und kommunikationstechnische Notwendigkeit. Im 18. Jahrhundert begann man auch darüber nachzudenken, was beispielsweise den Thurgauer mit dem Genfer verband. Man machte sich an die Konstruktions-

«die Suche nach der nationalen Identität ist eine schwierige Suche»

on des schweizerischen Nationalcharakters, nationale Bildthemen wurden geschaffen. Identität wurde dabei bewusst im geistigen, im kulturellen Bereich geschaffen und nicht im politischen, da dies allenfalls weniger Autonomie für die Kantone bedeutet haben könnte.

NIKE: Zurück zur Migration: Kam sie daher, dass in der alpinen Landwirtschaft die Wanderung (zu Maiensäss und Alp) ohnehin alltäglich war? Oder hatte sie mit Armut zu tun?

AH: In den Alpgebieten brachte die erwähnte Umstellung auf die Viehwirtschaft die Alpwirtschaft mit sich, da die Weidegebiete im Tal viel zu klein waren. In den alpinen Gebieten war schon sehr früh die Bereitschaft zur Mobilität vorhanden. Das hat auch mit den Räumen zu tun. Wo die Topographie grosse Landwirtschaftsbetriebe begünstigt, sind die Menschen viel weniger mobil, sei es hinsichtlich der Arbeitsmigration, sei es kulturell. Das sind Sesshafte mit geschlossenen Dorfsiedlungen.

Die saisonale Migration war aber nicht ein Zeichen prekärer Verhältnisse, man tat das auch, wenn es einem gut ging. Auch eine alpine Ökonomie braucht monetäre Einkünfte. In den Bündner oder Tessiner Tälern der frühen Neuzeit konnte man etwas Landwirtschaft betreiben, unter günstigen Bedingungen Marroni ernten und Viehzucht betreiben, aber Geld zu verdienen war schwierig. Dafür musste man auf die geldwirtschaftlich organisierten Märkte ausweichen. Daraus entstanden Handel und

Arbeitsmigration. Es brauchte aber beides: Wer mit dem Geld nach Hause kommt, erwartet, dass die Daheimgebliebenen die Landwirtschaft weiterbetrieben haben. Diese Ökonomie hatte mehrere Standbeine, die häufig auf die Geschlechterrollen verteilt waren. In der Regel wanderten die Männer und die Frauen besorgten die Landwirtschaft. Erst mit dem 19. Jahrhundert erfolgte eine Siedlungswanderung, wanderten viele aus, um nicht wieder zurückzukehren.

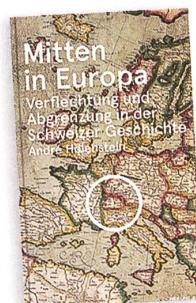
NIKE: Wie wurden die Schweizer, die ins Ausland gingen, dort wahrgenommen?

AH: Man muss zwischen verschiedenen Gruppen von Migrierenden unterscheiden. Die Söldner etwa traten immer in grösseren Verbänden auf, ganz anders dagegen die Hauslehrer. «Schweizer» oder «Les Suisses» bezieht sich denn auch stark auf die Söldner, die im öffentlichen Raum schon an ihren Uniformen erkennbar waren. Sie integrierten sich nicht, sondern blieben Fremde in diesen Ländern, zumal sie verschiedene Privilegien (betrifft Religionsausübung, Bezug von Wein und Alkohol etc.) genossen. Dann ist es auch eine Frage der Dauer und Nachhaltigkeit der Migration. Familien und Gruppen, die längere Zeit blieben oder überhaupt auswanderten, dürften sich recht rasch assimiliert haben. Ein Teil der Auswanderung fand unter einer gewissen Protektion statt. Wenn Zar Peter der Grosse Architekten (Trezzini u.a.) berief, um seine neue Hauptstadt zu erbauen, dann genossen diese quasi den Schutz des Reichsoberhaupts. Aufgrund der genannten Privilegien wissen wir aber auch von Konflikten der Söldner mit einheimischen Händlern, die diese Privilegien nicht hatten.

NIKE: Im Zusammenhang mit dem Fremden und der Migration ist hierzulande eine starke Verunsicherung festzustellen. Was wäre denn ein Gegenrezept? Wäre man weniger verunsichert, wenn einem die eigene Geschichte bewusster wäre?

AH: Die Suche nach der nationalen Identität, dem spezifisch Schweizerischen ist eine schwierige Suche, da das Gebilde Schweiz sehr heterogen und komplex ist. Es wurde vielfach stärker durch eine äussere als durch eine innere Kraft zusammengehalten. Ein Land, das sich dessen bewusst wird, reagiert heftig, indem ein Abgrenzungsdiskurs gepflegt wird: Die Tessiner wollen dann keine Italiener sein, die Romands keine Franzosen und wir in der Deutschschweiz keine Deutschen. Darin trifft man sich immerhin noch, in anderen Bereichen (bspw. Fremdsprachenunterricht) liegen wir kulturell aber wieder weit auseinander. In diesen Ambivalenzen und Dialektiken erfinden wir uns als Schweiz permanent neu – und leugnen uns permanent neu.

Ein Land das eine stark kommunalistische und föderalistische Tradition hat, zehrt natürlich stärker von der kleinen Einheit und wer dazugehört (und wer nicht) als monarchische Flächenstaaten. All die schwierigen Debatten über (erleichterte) Einbürgerung und über Integration sind ein Ausdruck, dass, bis in die Zeit des Bundesstaats hinein, das Ausland nicht erst hinter der Staatsgrenze begann, sondern schon das nächste Dorf sein konnte. Davon wirkt noch vieles nach.



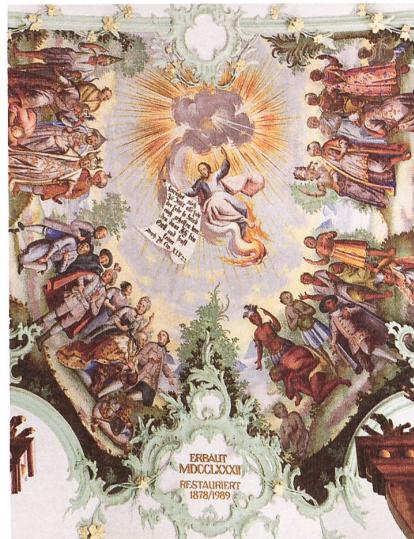
André Holenstein.
Mitten in Europa:
Vernechtung und
Abgrenzung in der
Schweizer Geschichte.
Baden, Hier und Jetzt,
2014. 286 Seiten,
8 Abbildungen in Farbe.
CHF 52.90.
ISBN 978-3-03919-323-3

Austausch spiegelt sich am deutlichsten in den Stileinflüssen bei Gebäuden: Das Winkelriedhaus in Stans (NW) wurde im 16. Jahrhundert von Melchior Lussi im Stil der Renaissance umgebaut. Lussi war als Militärunternehmer und Diplomat eng mit den italienischen Stadtstaaten verbunden. Er war auch verantwortlich, dass sich Kapuziner und Jesuiten aus Italien nördlich der Alpen niederliessen und er stiftete das Kapuzinerkloster in Stans.



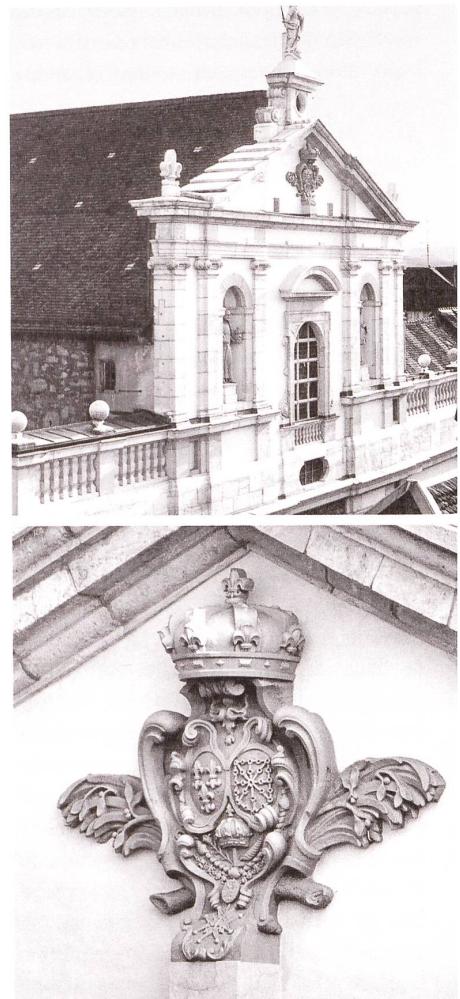
C'est dans le jeu des influences stylistiques en architecture que les échanges sont le plus visibles. La Maison de Winkelried, à Stans (NW), a été transformée dans le style Renaissance au XVI^e siècle par Melchior Lussi. Ce dernier, entrepreneur militaire et diplomate, avait des liens étroits avec les cités-Etats italiennes. A l'origine de l'installation des capucins et des jésuites au nord des Alpes, il fonda le couvent des capucins de Stans.

Das Deckengemälde (1782) der Trogener (AR) Pfarrkirche wurde von Angehörigen der Familie Zellweger gestiftet. Hier finden sich Allegorien der Kontinente als Ausdruck der Weltläufigkeit der Familie, die im globalen Handel mit Rohstoffen und Textilien reich geworden war.



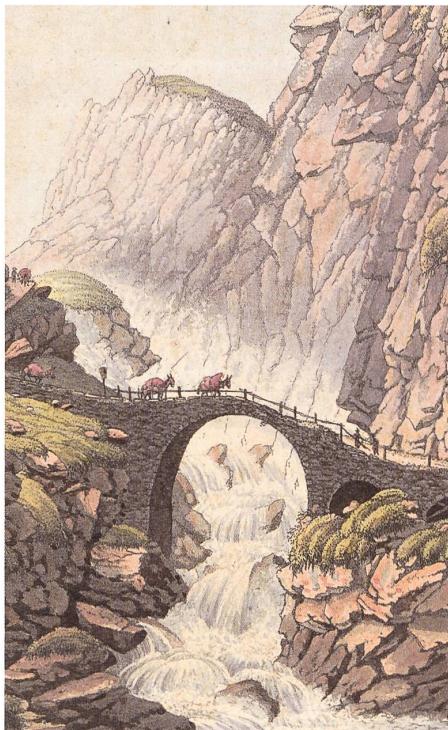
Le plafond de l'église paroissiale de Trogen (AR), peint en 1782, est un don de membres de la famille Zellweger. Il est orné d'allégories des continents symbolisant les liens que cette famille, après avoir fait fortune dans le commerce international de matières premières et de textiles, entretenait avec le monde entier.

Die Fassade der Solothurner Jesuitenkirche wurde von Ludwig XIV. gestiftet. Zur Erinnerung daran finden sich das Wappen des Sonnenkönigs unter dem Fassadengiebel, zwei skulptierte Bourbonen-Lilien am Giebelfuss und die Stifterinschrift über dem Kirchenportal.



La façade de l'église des Jésuites de Soleure a été financée par Louis XIV. En souvenir de cette donation, les armes du Roi-Soleil sont apposées sous le fronton de la façade, dont les extrémités sont surmontées de deux fleurs de lys sculptées, et le nom du donateur est inscrit au-dessus du portail.

Der Gotthard – hier ein Aquarell der Teufelsbrücke (1857–1870) – ist symbolisch stark aufgeladen. In der 1938 von Bundesrat Etter persönlich verfassten Kulturbotschaft des Bundesrates, einem Schlüsseldokument der geistigen Landesverteidigung, wurde der Gotthardmythos beschworen. Ausgehend vom Gotthard als Mittelpunkt der Schweiz, von wo aus durch Flüsse und Straßen ganz Europa erschlossen wird, entstand der Gedanke der *Helvetia mediatrrix*, der Schweiz als Vermittlerin.



La Gothard a une forte charge symbolique (ici une aquarelle du Pont du diable peinte entre 1857 et 1870). Dans le message du Conseil fédéral du 9 décembre 1938 concernant le patrimoine spirituel de la Confédération, un des textes-clés de la «défense spirituelle» de la Suisse, le Conseiller fédéral Philipp Etter, qui avait rédigé le projet de sa main, invoquait le mythe du Gothard. Rappelant la situation du Gothard au centre de la Suisse, point d'où partent des routes et des fleuves qui traversent toute l'Europe, il développait l'idée d'une Suisse comme médiatrice.

Der sogenannte Alpenrosenfrack war ab dem 19. Jahrhundert die Galauniform der Schweizer Diplomaten. Er war notwendig, damit die Vertreter der republikanischen Schweiz der höfischen Etikette der klassischen Diplomatie genügen konnten. Die Stickerei aus Alpenrosen und Edelweiss evozierte den Aspekt der Schweiz als Alpenland.



Le «frac aux rhododendrons» a été l'habit de gala des diplomates suisses à partir du XIX^e siècle. Il répond à la nécessité, pour les représentants de la Suisse républicaine, de se plier à l'étiquette aristocratique de la diplomatie classique. Les broderies de rhododendrons et d'edelweiss évoquent la nature alpine de la Suisse.

Das Ölgemälde «Wunder-Schweizerland, werthster Freyheit höchste Zier» (Anon., um 1612) zeigt die früheste Darstellung einer Helvetia als Landesallegorie. Die Jungfrau in «alter Keüschenheitstracht» trägt eine Krone mit den Kantonswappen, sie wird von den damaligen europäischen Grossmächten umworben.



«La merveilleuse Suisse, le plus précieux ornement de notre liberté chérie»; cette huile anonyme datée de 1612 environ nous montre la première représentation d'une Helvetia, allégorie classique de la Suisse. La jeune femme, «châtement vêtue à l'ancienne», porte une couronne ornée des armoiries des cantons et elle est courtisée par les représentants des grandes puissances européennes de l'époque.

La Suisse

– plurilingue, habile en affaires et unifiée – grâce à l'Europe



Questions et transcription: Cordula M. Kessler et Boris Schibler

*Dans son ouvrage paru en automne 2014, *Au cœur de l'Europe. L'histoire de la Suisse entre interdépendance et repli sur soi*, l'historien bernois André Holenstein présente le devenir de notre pays comme une histoire transnationale. Les échanges et les influences extérieures ont été déterminants pour la formation de la Suisse en tant qu'Etat et nation, ainsi que pour son développement économique. Dans l'entretien qui suit, l'auteur dessine les contours d'une Suisse qui a toujours été rattachée à l'Europe par de multiples liens.*

CENTRE NIKE: Lorsque vous pensez au thème «Echanges – influences» sous l’angle de l’histoire suisse, qu’est-ce qui vous vient spontanément à l’esprit?

ANDRÉ HOLENSTEIN (AH): Je pense que l’on ne peut pas comprendre la Suisse sans la considérer dans le contexte de son interdépendance et de ses échanges avec l’étranger. La Suisse ne saurait se passer des échanges: ils appartiennent à l’essence même de notre pays. Les relations de la Suisse avec l’Europe ont été d’autant plus importantes qu’à plusieurs moments de son histoire, le pays n’était pas en mesure de décider lui-même s’il allait continuer ou non d’exister: cette décision appartenait à d’autres puissances. Celles-ci se sont prononcées en faveur de l’existence de la Suisse, la jugeant utile dans le contexte global de l’ordre européen: située dans une partie de l’Europe névralgique du point de vue géopolitique, la Suisse devait jouer le rôle de zone-tampon entre les grandes puissances. Les relations transnationales étaient donc déterminantes pour l’existence même de la Suisse, et elles le demeurent.

NIKE: Peut-on en dire autant du processus qui a mené à la formation de l’Etat fédéral?

AH: La Suisse est l’exemple même d’une intégration réussie. On pourrait la qualifier de «pays européen par excellence», car elle représente en quelque sorte un prototype du processus d’intégration européenne. Comment un Etat peut-il naître d’un conglomérat de communautés, de villes et de territoires que des intérêts tout à fait hétérogènes poussent à s’associer? Les entités qui formeront un jour la Suisse ne s’associent en effet pas dans l’intention de fonder un Etat. Elles tiennent, au contraire, à conserver la plus grande part possible de leur autonomie – plus tard on parlera de souveraineté – mais elles jugent qu’en ensemble elles sont plus fortes. La phase décisive au cours de laquelle ce conglomérat se transforme en un Etat fédéral dure un demi-siècle, de 1798 à 1848, et elle est extrêmement agitée, plus

«on pourrait qualifier la Suisse de pays européen par excellence»

qu’aucun autre moment de l’histoire suisse. Il s’agit en fait d’une succession ininterrompue de révolutions et de contre-révolutions, de campagnes de corps francs et d’interventions militaires étrangères massives. L’étude de cette période montre bien à quel point un processus d’intégration est chose exigeante et complexe. En comparaison, le développement de l’intégration européenne au cours des 50 dernières années a été remarquablement rapide et pacifique; en plus, il a respecté les règles démocratiques.

NIKE: La question de l’identité joue aussi toujours un rôle dans ce genre de processus. Quels traits sont-ils considérés comme typiquement suisses dans l’idée que l’on se fait de soi-même ou de l’étranger?

AH: La réponse que l’on donnera à cette question dépendra du point de vue adopté: on ne peut parler de caractéristiques indigènes ou étrangères qu’à partir du moment où l’on s’est formé l’idée de sa propre identité. Contrairement aux récits classiques de la naissance de la Suisse, qui font remonter

sa fondation à une date ou à un événement déterminés, qu’il s’agisse de 1291 ou de 1307–1308 (selon qu’ils reprennent la version du Pacte fédéral ou celle de l’épopée de Tell et du serment du Grütli), je propose de considérer le XV^e siècle comme celui de la fondation de la Confédération. C’est en effet au cours de ce siècle que s’est passé quelque chose de décisif, que l’on a atteint un «point de non-retour»: c’est à ce moment que les pactes ont acquis un caractère contraignant, que les cantons n’ont plus pu leur substituer à volonté d’autres alliances, ou les dénoncer purement et simplement. Les grands conflits armés (comme les Guerres de Bourgogne ou les Guerres du Milanais) ont renforcé la cohésion interne, tout en modifiant le regard porté de l’extérieur sur la Suisse: dès lors, ces communautés alliées sont vues comme une unité et on les prend au sérieux, à cause de leur puissance militaire.

Ainsi, bien avant que les Confédérés eux-mêmes se considèrent comme membres d’une même entité, la Suisse était perçue de l’étranger comme formant unité. Dès le XVII^e siècle, les diplomates français commencent à parler du «corps helvétique» (en latin «corpus helveticum») dans leur correspondance. La France souhaitait s’attacher l’ensemble de la Confédération, c’est donc probablement à dessein qu’elle la traite comme une unité. Or, ce que la France a obtenu, les cantons n’ont jamais pu le réaliser par leur propre force: ils n’étaient pas tous unis par un seul et même pacte et toutes les tentatives de conclure un pacte fédéral unique avaient échoué. Le premier Pacte fédéral unitaire, celui de 1814–1815, n’a en effet été adopté que parce qu’il répondait à une exigence des grandes puissances. Dans cette zone sensible, et même névralgique, au cœur de l’Europe, il ne fallait pas qu’il y ait une entité politique instable. La création d’une armée fédérale était également une condition posée par les grandes puissances: celles-ci ne voulaient pas que le pays puisse être utilisé par un Etat étranger comme tête de pont ou lieu de passage pour la préparation d’une agression militaire. La Suisse, que sa situation géographique rendait vulnérable, pouvait devenir un élément constitutif de la paix en Europe, mais à certaines

conditions seulement; or, il a fallu qu'à plusieurs reprises de fortes pressions soient exercées de l'extérieur sur les cantons pour que ceux-ci acceptent ces conditions.

NIKE: *La Suisse est située à l'intersection d'importantes voies de communication et de commerce. Cette situation géographique a eu des conséquences politiques, mais aussi économiques. Qu'en était-il, par exemple, des exportations de gros bétail, que l'on nommait alors «Welschlandhandel»?*

AH: «Welsch» s'appliquait alors à toutes les contrées de langue romane, donc aux régions italophones aussi bien qu'aux régions francophones. Le terme «Welschlandhandel» désignait principalement les exportations de bétail entre les territoires de la Confédération et l'Italie du nord (Piémont, Lombardie et Vénétie), qui se sont étendues sur plusieurs siècles. Ce commerce s'est développé parallèlement à une transformation de l'agriculture alpine, qui s'est tournée vers l'élevage au cours du XV^e siècle. Il s'agissait d'une réaction à la demande: les métropoles d'Italie septentrionale avaient de gros besoins en viande. On est ici en présence d'une mutation précoce en direction d'un capitalisme agraire. Les régions alpines se sont spécialisées dans la production de marchandises agricoles en visant clairement les besoins du marché; elles ne pouvaient donc plus vivre en autarcie, mais devenaient dépendantes des importations (de céréales, de sel, etc.). Ainsi se formait une forte interdépendance entre ces régions et l'extérieur. On rencontre un peu plus tard le même phénomène avec le développement de la production proto-industrielle basée sur le travail à domicile, selon le système nommé en Suisse «Verlagssystem»: dans ce cas, les produits destinés à l'exportation sont des montres ou des textiles. Dans les régions de Suisse orientale et à Genève, où l'on se spécialise fortement dans la fabrication de ces biens d'exportation, les artisans à domicile abandonnent l'agriculture. On avait donc pris sciemment certains risques: au cours des XVII^e et XVIII^e siècles, les hauts pays zurichois et appenzellois ont connu plusieurs famines, qui ont fait de nombreuses

victimes. C'est le revers de la médaille de la réussite économique.

NIKE: *Pourquoi y a-t-il eu finalement une réussite économique, malgré ces famines?*

AH: Les produits de luxe comme les montres, les bijoux, les soieries, etc. ont toujours été destinés à la clientèle fortunée des grandes métropoles et des cours européennes. Le marché suisse était beaucoup trop exigu pour ce type de marchandises. Pour avoir du succès, il fallait développer des stratégies de «marketing»: on devait savoir ce qui était alors en vogue à Londres ou à Paris. C'était un domaine dans lequel la Suisse était très habile. Elle savait aussi miser sur ses avantages concurrentiels, par exemple sur le fait qu'on pouvait produire à meilleur marché sur les hauteurs du Jura que dans les métropoles.

NIKE: *L'habileté en affaires serait-elle une qualité typiquement suisse?*

AH: Le pays a une longue tradition dans ce domaine, comme le montrent aujourd'hui les exemples du secret bancaire et des priviléges fiscaux; d'un point de vue critique, on pourrait aussi parler d'une certaine «roublardise». Un petit pays doit mieux utiliser ses avantages concurrentiels qu'un Etat d'une grande étendue, il doit y recourir plus souvent. La Suisse a acquis une grande habileté à tirer profit de ses nombreux liens avec l'étranger et même de sa dépendance à son égard. Elle a appris à défendre ses inté-

«la Suisse est devenu un pays touristique à partir du moment où, aux XVIII^e et XIX^e siècles, les nobles anglais et français l'ont découverte»

rêts – ce que font d'ailleurs tous les Etats. Elle a su mettre en valeur ses avantages naturels. Ainsi, la Suisse est devenu un pays touristique à partir du moment où, aux XVIII^e et XIX^e siècles, les nobles anglais et français l'ont découverte et l'ont inscrite dans leur «Grand Tour». Ici aussi, le pays a été influencé par l'étranger: le tourisme a amené le développement des hôtels, des tea-rooms et des chemins de fer de montagne.

NIKE: *Et comme on exporte des produits de luxe, le déclin s'annonce avec la Première Guerre mondiale.*

AH: C'est-à-dire que la prospérité se déplace sur d'autres branches économiques: le XX^e siècle est celui de l'essor de la place financière. La Suisse, oasis de paix et de sécurité au milieu d'une Europe belliqueuse, attirait les entreprises et les particuliers qui désiraient mettre leurs biens en sécurité, parce qu'elle n'était pas impliquée dans les conflits. Les modèles économiques développés dans ce cadre ont parfaitement fonctionné pendant des décennies; ce n'est que ces dernières années qu'ils ont été remis en question. On constate à nouveau qu'un petit pays est naturellement dépendant.

NIKE: *En plus de l'habileté en affaires, il faut aussi mentionner la langue, un domaine dans lequel les Suisses ont su faire preuve d'une grande capacité d'adaptation.*

Lorsque l'on connaît la langue de ses partenaires commerciaux, on a aussi accès à leur environnement culturel.

AH: La force des liens entre la Suisse et ses voisins se reflète aussi dans la pratique des langues. Dans certaines parties du pays, le plurilinguisme était largement répandu, parce que l'on faisait des affaires avec d'autres régions linguistiques. La migration était une école: à l'étranger, il fallait savoir lire des contrats, faire des comptes, s'adapter à des monnaies et à des systèmes de poids et mesures différents. On avait donc besoin de connaissances élaborées. Dans le Sottoceneri, par exemple, on rencontre dès le début des Temps modernes un grand nombre d'écoles primaires où étaient formés ceux qui, plus tard, partiraient travailler en Italie. Cela ne concernait bien sûr que les garçons.

Il est important de remarquer que le plurilinguisme de la Suisse est le produit de ses relations avec ses voisins. L'ancienne Confédération des 13 cantons était elle-même purement germanophone; c'était dans les pays-sujets que l'on parlait le français et l'italien. Le plurilinguisme n'avait alors pas encore fait son apparition dans la construction de l'identité suisse. Ce n'est qu'au

XIX^e siècle qu'on le découvre en tant que caractéristique nationale. Dans le cadre de la République Helvétique, les Alémaniques ont tout à coup eu affaire avec des parlementaires du canton de Vaud, du Tessin, etc.; dès lors, la reconnaissance officielle du plurilinguisme devenait une nécessité tout à la fois politique et pratique. Au XVIII^e siècle, on avait déjà commencé à s'interroger sur ce qui unissait, par exemple, un

«la quête d'une identité nationale est une quête difficile»

Thurgovien et un Genevois. On se mit alors à construire un caractère national suisse, à élaborer des images des particularités helvétiques. Ce faisant, on décida sciemment de situer les racines de l'identité nationale dans la sphère culturelle plutôt que dans le domaine politique, car ceci aurait éventuellement pu impliquer une diminution de l'autonomie des cantons.

NIKE: Pour revenir aux migrations: se sont-elles produites parce que dans l'agriculture alpine on avait de toute façon l'habitude de migrer, par exemple entre la zone des mayens et celle des alpages, ou sont-elles plutôt liées à la pauvreté?

AH: Dans les régions alpines, c'est la conversion de l'agriculture à l'élevage, dont nous avons déjà parlé, qui a conduit à l'agriculture d'alpage, car dans les vallées les zones de pâturages étaient trop exigües. Très tôt dans ces régions, la population a été prête à se déplacer. Ce comportement est aussi lié à la nature du territoire. Dans les zones où la topographie se prête aux grandes exploitations agricoles, les habitants sont beaucoup moins enclins à la mobilité, qu'elle soit géographique ou culturelle: ce sont des sédentaires qui vivent dans des villages fermés sur eux-mêmes.

La migration saisonnière n'était cependant pas l'indice d'une situation économique précaire: elle était aussi pratiquée par ceux qui s'en sortaient bien. Même une économie alpine a besoin de certains revenus en monnaie. Au début des Temps modernes, dans les vallées des Grisons ou du Tessin, on pouvait faire un peu d'agriculture et on

bénéficiait de conditions favorables pour la récolte des châtaignes et l'élevage de bétail, mais il était difficile d'y gagner de l'argent. Pour cela, il fallait se tourner vers des marchés basés sur une économie monétaire. Le commerce et la migration de la main-d'œuvre découlent de ce besoin. Mais on avait besoin des deux: celui qui revenait chez lui avec l'argent gagné à l'extérieur s'attendait à ce que ceux qui étaient restés sur place aient continué d'exploiter le domaine agricole. Cette économie reposait donc sur plusieurs piliers et les tâches étaient souvent réparties en fonction des sexes: en général, c'étaient les hommes qui émigraient, alors que les femmes s'occupaient du domaine. Ce n'est qu'à partir du XIX^e siècle que l'on rencontre une émigration définitive, que beaucoup s'en vont à l'étranger sans avoir l'intention d'en revenir.

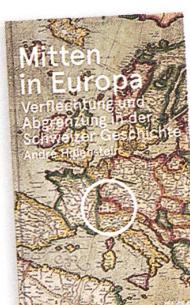
NIKE: Comment les Suisses qui se rendaient à l'étranger y étaient-ils perçus?

AH: Il faut distinguer les différents groupes de migrants. Ainsi, les mercenaires se déplaçaient toujours en groupes, contrairement aux précepteurs. Lorsqu'à l'étranger on dit «les Suisses», on désigne surtout les mercenaires, qui, en public, sont déjà reconnaissables à leur uniforme. Les mercenaires ne s'intégraient pas dans leur pays d'accueil; ils y restaient étrangers, d'autant plus qu'ils jouissaient de différents priviléges (en matière de pratique religieuse, d'achat de vin et d'alcool, etc.). Ensuite, l'intégration dépend aussi de la durée du séjour à l'étranger et de son motif: les familles et les groupes qui restaient longtemps dans le pays d'accueil ou voulaient s'y établir définitivement se sont probablement intégrés très rapidement. Par ailleurs, une partie des émigrés suisses jouissaient de certaines protections. Lorsque, par exemple, le tsar Pierre le Grand a appelé des architectes suisses (comme Trezzini) pour construire sa nouvelle capitale, ces nouveaux arrivants étaient pratiquement des protégés du souverain. Nous savons aussi que les priviléges des mercenaires les ont parfois fait entrer en conflit avec des marchands du pays, qui ne bénéficiaient pas des mêmes avantages.

NIKE: Aujourd'hui, on constate chez nous un grand malaise vis-à-vis des migrants et de tout ce qui vient de l'étranger. Comment y remédier? Serions-nous moins craintifs si nous étions davantage conscients de notre propre histoire?

AH: La quête d'une identité nationale, de ce qui serait spécifiquement suisse, est une quête difficile, car la Suisse est une entité très hétérogène et fort complexe. Souvent, c'est plus une force extérieure que sa propre force qui a maintenu sa cohésion. Un pays qui prend conscience de ce fait réagit vivement, en cherchant à se démarquer de l'extérieur: les Tessinois ne veulent pas être pris pour des Italiens, ni les Romands pour des Français, ni les Alémaniques pour des Allemands. Sur ce point, au moins, les trois communautés linguistiques se rencontrent, mais dans d'autres domaines (par exemple sur la question de l'enseignement des langues), leurs cultures respectives les opposent. C'est dans ce genre d'ambivalences et de mouvements dialectiques que nous inventons constamment la Suisse – tout en la niant constamment.

Dans un pays qui a une forte tradition communaliste et fédéraliste, l'idée de la communauté locale et la question de savoir qui en fait partie (et qui n'en fait pas partie) jouent naturellement un rôle plus important que dans un grand État monarchique. Toute la difficulté des débats sur la naturalisation (et la naturalisation facilitée) et sur l'intégration nous rappelle que, jusqu'à la formation de l'Etat fédéral, «l'étranger» ne commençait pas aux frontières de la Confédération, mais parfois déjà aux bornes du village voisin. Ce réflexe est encore très présent.



André Holenstein.
Mitten in Europa :
Verflechtung und Abgren-
zung in der Schweizer
Geschichte. Baden, Hier
und Jetzt, 2014. 286
pages, 8 illustrations en
couleurs. CHF 52,90.
ISBN 978-3-03919-323-3